

Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28. September 2011

Schmerzhaft zerkratzt

Das zweite Schostakowitsch-Festival in Gohrisch

Rücksichtslos, doch in beruhigendem Gleichmut prasselte der Regen aufs Konzertzeltdach. An diesem Nachmittag sollten die Schostakowitsch-Tage im Kurort Gohrisch zu Ende gehen und, ungeplant, ein besonderes Gewicht bekommen. Tobias Niederschlag, der künstlerische Leiter, betrat die Bühne mit der Nachricht vom Tode des Dirigenten Kurt Sanderling, des Schirmherrn dieses im vergangenen Jahr gegründeten Festivals, der Dmitri Schostakowitsch aus seinem Exil in der Sowjetunion noch persönlich gekannt hatte.

Hier, in Gohrisch im Elbsandsteingebirge, hatten sich die beiden im Sommer 1972 getroffen, als Sanderling von Schostakowitsch ein Lebensresümee hörte: Wenn er an seine Freunde und Bekannten zurückdenke, sehe er „nur Tote, Berge von Toten“ vor sich. Wenige Tage zuvor war in Berlin die fünfzehnte Symphonie von Schostakowitsch aufgeführt worden, ein Werk, das offiziell ein heiterer Gang durch einen Spielzeugladen sein sollte. Sanderling saß neben Schostakowitsch in der Loge und traute den Erklärungen nicht: „Und da ich wusste, wie man fragen muss bei ihm, sagte ich: ‚Sagen Sie, Dmitri Dmitrijewitsch, irre ich mich – oder ist das ein zutiefst tragisches Werk?‘ Und er wandte sich zu mir um und sagte mit tiefer Stimme: ‚Sie irren sich nicht‘.“

Mit dieser fünfzehnten Symphonie gingen die zweiten Schostakowitsch-Tage in Gohrisch zu Ende. Es waren reiche, konzentrierte Tage. Der junge Pianist Igor Levit zeigte mit seinem Mut, seiner Einsicht, seiner Hingabe, was für ein großes Talent er ist. Wie viele junge Künstler wollen uns heute nicht dadurch beeindrucken, dass sie die Musik herrisch an sich reißen und uns mit ihrem energischen Engagement überwältigen?! Vitalismus, Draufgängertum, Tempo, Druck – das zählt, glauben sie. Aber es ermüdet nur und lässt die Musik ausbrennen. Levit hat sich das Werk Schostakowitschs nicht angeeignet, sondern es zu sich kommen lassen: leise, langsam, vorsichtig. Die vierundzwanzig Préludes op. 34 kennt man als parodistische Musik, in der historische Vorbilder wie Clementi, Czerny oder Chopin verulkt werden. Diese ironische Imprägnierung hat Levit nun abgewischt. Das Gehässige und Überhebliche war plötzlich verschwunden. Mit zarter Genauigkeit wurde das

Menschliche hinter den Masken hörbar. Die Distanz zu den historisch gewordenen Idiomen war keine mehr, die das Vergangene einfach als lächerlich denunzierte, sondern dessen Unbrauchbarwordensein in teilnehmender Beobachtung beschrieb.

Bei Levit geht dieses Teilnehmenkönnen an den Erfahrungen anderer so weit, dass er sich mit dem Bratscher Sebastian Herberg auch das spezifische Zeitgefühl in der Sonate für Viola und Klavier op. 147, Schostakowitschs letztem Werk, erschloss: Musik des erwartungslosen Vorausblickens, Musik nach dem Ende des Dramas, Musik eines Menschen, der nichts mehr vorhat. Da muss man als vierundzwanzigjähriger Pianist auch von sich absehen können, um so etwas für das Publikum zur Hörerfahrung zu machen.

Ein Schostakowitsch-Festival-Quartett hatte sich aus Musikern der Sächsischen Staatskapelle und des Symphonieorchesters des Bayerischen Rundfunks kurzfristig zusammengefunden und mit einer sowohl klanglichen wie expressiven Homogenität, die man bei der Kürze des gemeinsamen Probens nicht für möglich halten würde, das achte Quartett von Schostakowitsch gespielt sowie das fünfte von Lera Auerbach.

Die 1973 geborene Russin, jetzt in Amerika lebend, ist derzeit residierende „Capell-Compositrice“ in Dresden, eine überbordend begabte Frau: Dichterin, Komponistin, Pianistin und Bildhauerin. Auerbachs fünftes Quartett sowie ihr frühes Klaviertrio und die dritte Violinsonate boten Musik, die zur Tonalität zurückkehrt, nicht um das Hören zu beschwichtigen, sondern um Sprachhaftigkeit und hochgradig plastischen Ausdruck wiederzugewinnen. Die Nähe zu Schostakowitsch war ebenso da wie jene zu einer elegischen, aber schmerzhaft zerkratzten Süße, wie sie besonders der Geiger Gidon Kremer schätzt, der zu ihren künstlerischen Weggefährten gehört. Am Eröffnungsabend hatte die Sächsische Staatskapelle Dresden unter Michail Jurowski die neunte Symphonie von Schostakowitsch gespielt und in deren Ferienlagerfröhlichkeit vor allem das Lagerhafte hervorgekehrt. Man muss bei diesem Optimismus als Form von Bürgerkrieg (kleine Trommel!) gar nicht mehr an Stalin denken. Die Erfahrung, zum fröhlichen Funktionieren abgerichtet zu werden (auch wenn man am liebsten umfallen möchte), hat den Fall des Kommunismus munter überlebt.

Die Schostakowitsch-Tage in Gohrisch sind über ihre künstlerische Exzellenz hinaus etwas besonders Kostbares, weil die kleine Gemeinde mit ihren Bürgern so

emphatisch dahintersteht, weil sämtliche Künstler ohne Honorar auftreten und weil die Sächsische Staatskapelle Dresden ihre Partnerschaft für zehn Jahre zugesagt hat. Für den Verein um Friederike Kübler kommt es nun darauf an, diese Begeisterung zu schützen und die gute Sache nicht an den Bedürfnissen von Sponsoren oder Politikern auszurichten, die von Glanz und Größe oft andere Begriffe haben. JAN BRACHMANN